

Katharina Sommer
INDIGO
BEIM LEBEN DES DRACHEN

GEDANKENREICH VERLAG

GedankenReich Verlag
Denise Reichow
Heitlinger Hof 7b
30419 Hannover
www.gedankenreich-verlag.de

INDIGO - BEIM LEBEN DES DRACHEN

Text © Katharina Sommer, 2019
Cover & Umschlaggestaltung: Marie Graßhoff
Lektorat/Korrektorat: Marie Weißdorn
Satz & Layout: Phantasmal Image
Covergrafik © shutterstock
Innengrafiken © depositphoto
Druck: bookpress

ISBN 978-3-96443-716-7

© GedankenReich Verlag, 2019
Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
sind zufällig und nicht beabsichtigt.







DAS DRACHENEI

Tristan

Mit gerecktem Hals kämpfte sich Tristan durch die Menge. Im Thronsaal der Hauptstadt Dehnariens hatten sich Hunderte Schaulustige versammelt und versuchten wie er einen Blick auf die Eröffnungszeremonie zu erhaschen.

Gerade als er einen guten Platz gefunden hatte, sprang ihm übermütig eine kleine Wüstenelfe auf die Schulter. Ungehalten fegte er sie mit einer Hand von sich, woraufhin das lästige Geschöpf weiter nach vorne flatterte. Tristan verdrehte entnervt die Augen, denn nun brachte es die tasmanische Königin ins Straucheln. Die aus dem Norden stammenden Gäste waren mit den Gepflogenheiten des südländischen Feuervolkes nicht vertraut und der Königin war der Ärger über das rüde Verhalten der Elfe deutlich anzusehen. Das zarte Flügelwesen war zwar nicht viel größer als eine Fliege, verhielt sich jedoch genauso nervig und sonnte sich in der allgemein angespannten Atmosphäre.

»Es ist mir eine Ehre, Euch kennenzulernen«, grüßte der dehnarische König Sça die Gäste und küsste der tasmanischen Königin freundschaftlich die Hand.

Die Sprachbarriere überbrückte er sowohl mit weitläufigen Gesten als auch mit einem abnormal breiten Lächeln, zu dem er sich unter normalen Umständen niemals herabgelassen hätte. Der heutige Tag war jedoch alles andere als normal. Denn der Besuch des nördlichen Königshauses musste glatt über die Bühne gehen, da das Reich die Allianz mit den Tasmanen dringend brauchte. Die Hochzeit von Scars ältestem Sohn Joschua und der tasmanischen Prinzessin Izabel würde Frieden und Stabilität über die Länder bringen.

Fasziniert verfolgte Tristan die Willkommenszeremonie. Das Leben am Hof hatte ihn schon immer beeindruckt. Während der letzten Jahre seiner Lehre außerhalb des Palastes war jeder Besuch wie das Abtauchen in eine fremde Welt gewesen. Bunt schillernd, wahrlich magisch und aufregend. Nun, da er die vergangenen fünf Wochen hier verbracht hatte, war die Begeisterung für den Palast allerdings verflogen.

Bedauerlicherweise neigte sich seine Ausbildung als Pfleger für magische Wesen dem Ende zu und er wollte sich nicht eingestehen, was das für seine Zukunft bedeuten würde. Die letzten Jahre hatte er in den königlichen Wäldern verbracht und mit faszinierenden Tieren wie Golem, Nymphen und Drachen gearbeitet, aber er ahnte, dass seine Familie nun von ihm erwarten würde, dem Wald den Rücken zu kehren.

Dabei reizte ihn die Lust des Abenteuers und er wollte viel lieber alle Länder Godsquanas bereisen. Bisher hatte er Dehnarien noch nie verlassen und er brannte darauf, auch das tasmanische und kopanische Reich zu erkunden und mit den dortigen magischen Wesen vertraut zu werden. Allerdings hat-

te er in dieser Hinsicht wenig Mitspracherecht. Man würde von ihm verlangen, dass er die Pflichten eines erwachsenen Mannes annahm, und keine Rücksicht auf seine Wünsche nehmen.

Sein Blick schweifte zu Moné, die neben ihrem Halbbruder Prinz Joschua auf der Empore stand. Er sollte sich glücklich schätzen, mit ihr verlobt zu sein. Doch nachdem sie ihm die Pläne ihres Vaters anvertraut hatte, wollte sich einfach keine Zufriedenheit einstellen. Es war eine Ehre, dass der König ihn und Moné nach ihrer Hochzeit in den Süden schicken wollte, um die dortigen Aufstände zu beruhigen.

Die Menschen beehrten gegen die Sklaverei auf, wollten die Monarchie endgültig aus dem Land vertreiben und den König stürzen. Deshalb brauchte König Sçaꝛ sie vor Ort in Yehl als Repräsentanten der Königsfamilie. Aber Tristan war zum Pfleger magischer Tiere ausgebildet worden, nicht zum Statthalter.

»Als Zeichen meines Segens gegenüber dieser Verbindung habe ich ein Verlobungsgeschenk für die Braut vorbereitet«, erläuterte der König, während ein Übersetzer den tasmanischen Gästen leise seine Worte vermittelte.

Sçaꝛ reckte selbstbewusst die Brust, sodass der purpurne Mantel im Licht der glühenden Sonne, das durch die hohen Buntglasfenster leuchtete, majestätisch schillerte wie die Schuppen eines Drachen.

Die Atmosphäre im prunkvoll geschmückten Thronsaal war geladen vor Spannung und alle Anwesenden streckten die Hälse. Auch Tristan lehnte sich gespannt nach vorne. Nun

würde der Sohn des Königs der Prinzessin das Geschenk präsentieren. Gleichmaßen nervös wie freudig erregt betrachtete Tristan die Schatulle, in welcher das wertvolle Stück gebettet auf Seidenkissen lag. Weder ein Ring noch eine Kette oder ein Juwel könnte je an seinen Wert heranreichen.

Es war das Ei eines Wasserdrachen.

Tristan höchstpersönlich hatte die letzten Monate für die Pflege des kostbaren Dracheneis gesorgt. Es erfüllte ihn mit Stolz, dass ausgerechnet ihm diese wichtige Aufgabe anvertraut worden war. Schließlich gehörten die Wasserdrachen zu den seltensten und kostbarsten Tieren dieser Welt. Hinzu kam die Bedeutung, die an den rauen Schuppen des Dracheneis klebte wie Pech an Schwefel. Denn sie galten in ganz Godsquana als Friedenssymbol. Eine wichtige Geste in der momentanen Konfliktsituation zwischen den Königreichen.

Feierlich überreichte ein Page dem Prinzen die Schatulle, während der ruhige Gesang eines Wasserhorns für musikalische Untermalung sorgte. Diese heiligen Geister der Göttin Godsqua zählten in der freien Wildbahn zu scheuen Tieren. Daher war es nicht weiter verwunderlich, dass das Gesicht des Wasserhorns zu einer angespannten Maske verzogen war, welche der des Prinzen auf fatale Weise glich.

Der junge Mann wirkte nervös und unbeholfen. Als er auf die in jeder Hinsicht bezaubernde Prinzessin zuging, stolperte er beinahe über den roten Teppich. Tristans Mundwinkel zuckten, als das aufgesetzte Lächeln des Königs bei diesem Anblick immer mehr zu einer Grimasse wurde. Doch er verstand die unverhohlene Bewunderung, die der Prinz der Prin-

zessin entgegenbrachte. Mit ihren langen blonden Haaren, die sich wie flüssiges Gold über ihren Rücken ergossen, war Izabel wirklich wunderschön. Hier im Süden hatte der Großteil der Bevölkerung dunkles, beinahe schwarzes Haar und gebräunte Haut – nun so einen blassen Engel vor sich zu sehen, kam Tristan unwirklich vor.

Mit geröteten Wangen trat Prinz Joschua vor und öffnete die Schatulle. Voller gespannter Vorfreude betrachtete Tristan das Gesicht der Prinzessin. Er war auf ihre Überraschung und vor allem ihre Freude ganz erpicht, ohne Zweifel erwartete er ein strahlendes Lächeln und ein begeistertes Glitzern in ihren blauen Augen. Doch nichts dergleichen geschah. Stattdessen sah die Prinzessin betreten von einem zum anderen.

Tristan verlagerte unruhig das Gewicht auf das linke Bein und hielt vor Anspannung den Atem an. Da stimmte etwas nicht. Am liebsten wäre er sofort nach vorne gestürmt und hätte ihr die Schatulle entrissen, um sich eigens vom Wohlbefinden des Dracheneis zu überzeugen.

»Die Truhe ist leer«, sagte die Prinzessin in unbeholfenem Dehnräuseln. Sie sah vom Prinzen zum König, als wartete sie darauf, dass sie die leere Schatulle als einfachen Scherz enttarnten.

»Das kann nicht sein.« Der König verengte die dunklen Augen zu Schlitzeln.

Mit der auffallenden Narbe, die sich über seine linke Wange zog, erschien er geradezu furchterregend, als er nach vorne stürzte und der Prinzessin grob die Schatulle entriss. Überrascht taumelte Izabel wenige Schritte zurück.

»Nein. Nein, das darf nicht wahr sein!«, rief der König auf Dehnarisch.

Sein südländischer Akzent verlieh den Worten die Härte eines Knurrens. Kein Wunder, dass die tasmanische Königin zusammenzuckte und entsetzt die Hand vor den Mund schlug. In Tasmanien herrschten andere Sitten vor.

»Nein!« Das unter dem dunklen Bart versteckte Gesicht des Königs lief vor Zorn rot an. Jegliche Fassade brach. »Das Drachenei, es ist weg!«

Obwohl ihm bewusst sein musste, dass er auf die tasmanische Königsfamilie keinen guten Eindruck machte, warf er die Schatulle mit einem wütenden Schrei vor die Füße der Umstehenden. Somit war es auch allen tasmanischen Gästen klar.

Das Drachenei – es war verschwunden.

Innerhalb eines Herzschlages kippte die Atmosphäre im Thronsaal. Niemand regte sich, selbst das Wasserhorn war verstummt und auch Tristan schluckte schwer. Der Zorn des Königs war allerdings nicht der Grund. Nachdem er die Launen des Königs über die Jahre hinweg gewöhnt worden war, beeindruckte Șar ihn kaum. Dafür stieß ihm das Verschwinden des Dracheneis übel auf.

Das kostbare Ei war keine Sekunde unbewacht gewesen!

Tristan brach der kalte Schweiß aus. Es konnte doch nicht einfach verschwunden sein. Im Gegensatz zum König sorgte er sich einzig und allein um das Wohl des schutzlosen Wasserdrahen. Dieses schöne und seltene Geschöpf war einzigartig und zudem von unvorstellbar hohem Wert, sowohl materiell

als auch symbolisch. Für Tristan stand fest, dass es hierbei nicht mit rechten Dingen zuing.

Es musste gestohlen worden sein – doch von wem?



Zara

Schwüle Hitze trieb mir den Schweiß auf die Stirn und laugte mich immer weiter aus. Ich war hohe Temperaturen gewöhnt, jedoch nicht die stechende Hitze nahe dem Äquator. Als Sklavin eines kopanischen Landherren hatte ich im Nordosten Godsquanas unter extremen Bedingungen auf den Plantagen die Wolle von Feuerspinnen geerntet. Aber die Feldarbeit hatte mich augenscheinlich nicht genügend abgehärtet, sonst hätten mir auch die viel höheren Temperaturen hier im Südwesten des kopanischen Reiches nichts ausgemacht.

Bisher war ich noch nie so weit gegangen. Die Luft flirrte geradezu vor Hitze und der Durst verzehrte mich von innen heraus. Kein Wunder, dass jeder mit Kopanien – dem Land voller Sand – nur dessen Wüsten in Verbindung brachte. Ein Lächeln schlich sich auf meine Lippen.

Das Land voller Sand.

Dieses Kinderlied hatte meine Mutter uns Kindern immer vorgesungen. Damals hatte ich nicht wirklich begriffen, dass das zauberhafte Wunderland dasselbe Reich war, in dem ich lebte. Denn obwohl wir auf den Plantagen im Osten genauso

mit Trockenheit und Dürre kämpften, hatte ich noch nie eine Wüste gesehen. Ich hatte von dem aufregenden, fremden Land aus den wunderbaren Geschichten meiner Mutter geträumt und mir immerzu gewünscht, eines Tages selbst in die weite Welt hinauszuziehen.

Nun war ich in der bitteren Realität angekommen und wollte nur noch zurück in meine Kindheit. Auch wenn ich schon in die Sklaverei geboren worden war, so war es mir damals wenigstens nicht bewusst gewesen. Aber eine Flucht bot nun mal nicht die beste Basis für einen Abenteuerurlaub.

Ich trat aus dem Schatten der Häuser und strebte den öffentlichen Trinkbrunnen am Marktplatz der kopanischen Hauptstadt an. Doch als mein Blick auf die dort stationierten Stadtwachen fiel, war mir augenblicklich sonnenklar, dass ich hier zu keinem Trinkwasser kommen würde. Mit der armen Unterschicht hatten die Soldaten kein Mitleid und Bettler waren in der Innenstadt nicht gern gesehen. Außerdem hatte ich kein Geld.

Ich verfluchte diesen scheußlichen Tag, der schlimmer gar nicht mehr werden konnte. Ein verdammter Dieb hatte mir meine Tasche und damit wortwörtlich mein Leben geklaut, denn darin befanden sich die offiziellen Papiere, die meine Freiheit bestätigten. Unter einem leeren Metallflachmann, einer in ein Tuch gewickelten alten Scheibe Brot und einer dehnarischen Rorange versteckt, lagen die zusammengefalteten Dokumente.

Der Gedanke an die saftige Rorange, die mir ein Bauer auf meiner Durchreise aus Freundlichkeit oder Mitleid – das war

mir gleich – geschenkt hatte, ließ mir das Wasser im Mund zusammenlaufen und mein Magen knurrte. Diese Region war für das außergewöhnliche Rot dieser seltenen Frucht bekannt. Es war so satt und leuchtend wie das Blut an meinen wundgetretenen Füßen und glich dem glühenden Feuerball am Himmel, dessen Strahlen jeden Tag meiner Reise durch das Land beinahe unerträglich gemacht hatten.

Ich verzehrte mich danach, die saftige Frucht zu essen. Normale Orangen gab es auch im Osten in Fülle, allerdings konnte ich an einer Hand abzählen, wie oft ich ein Stück davon hatte kosten können. Solche Kostbarkeiten standen den Sklaven nicht zu. Natürlich hatte ich wahrlich größere Probleme als den Verlust dieser einfachen Frucht, aber meine Gedanken waren erschöpft und wirr.

Mein ramponiertes Aussehen und das Erkennungsmal an meinem Unterarm enttarnten mich unweigerlich als Unfreie. Spätestens das Fehlen der Lebensarmreifen, wie sie von freien Bürgern im Süden getragen wurden, würde jegliche Zweifel der Wachen ausräumen. Nichts an mir zeugte vom Gegenteil – ich war als Sklavin geboren. Einzig meine Papiere hätten bewiesen, dass mich mein Herr vor seinem Tod freigelassen hatte.

Zähneknirschend zog ich weiter über den Markt. Geld für Essen hatte ich natürlich keines mehr und auf Mitleid war hier in der Hauptstadt Kopa auch nicht zu hoffen. Nun blieb mir nichts anderes übrig, als die Stadt zu verlassen und in der Weite des ausgetrockneten Landes nach einem Fluss und Nahrung zu suchen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel und glühte erbarmungslos auf mich herunter. Ohne Zweifel würde es noch ein anstrengender Tag werden. Und eine anstrengende Nacht, schließlich wusste ich nicht, ob und wo ich einen Unterschlupf zum Schlafen finden würde.

Frustriert setzte ich meine Schritte fester auf den trockenen Lehm Boden auf. Was sollte ich tun? Ohne das Geld, welches mir mein Herr kurz vor seinem Tod überreicht hatte, hatte ich keine Chance auf eine Überfahrt nach Tasmanien.

Gut zwei Wochen war ich nun schon auf der Reise in den Westen. Mein Zuhause lag weit im Osten und Kopa, die Hauptstadt, im westlichen Teil Kopaniens. Von hier aus wollte ich nun weiter in den Norden. Ignis war die Hauptstadt Tasmaniens und das Ziel meiner halsbrecherischen Flucht. In jenem fruchtbaren Land im Norden hatten auch ehemalige Sklaven einen Funken an Hoffnung auf ein normales Leben als freie Menschen. Nun stand in Frage, ob ich den Süden überhaupt lebend verlassen würde.

Heiße Tränen der Verzweiflung sammelten sich in meinen Augenwinkeln und ich blinzelte sie schnell weg. Ich durfte meinen Kampfgeist nicht verlieren. Er war alles, was mir noch blieb. Ich war schon so weit gekommen. Es wäre auch zu ironisch gewesen, zwischen unzähligen Händlern auf dem Marktplatz zu verhungern, doch so war das Leben in diesem grausamen Land und der gefürchtete König Aréolan dachte gar nicht daran, etwas zu ändern.

Stolz präsentierten die Verkäufer die saftigen Früchte aus dem untersten Süden Kopaniens, selbst aus Dehnarien hatten

sie Waren importiert. Konnte man allerdings nicht zahlen, ließen sie die Menschen vor ihren Füßen sterben. Als ich die Plantagen in meiner Heimat verließ, hatte ich gedacht, der Hölle entkommen zu sein. Doch der Weg in die Freiheit würde eine Tortur werden, steinig und schwer.

Mit gestrafften Schultern und gehobenem Kinn kämpfte ich mich durch die Menge. Sobald ich die Verkaufsstände umrundet hatte, war in den Gassen etwas mehr Platz. Kinder tollten vor mir über die Straße und ich musste aufpassen, niemanden niederzustoßen.

Mit einem Mal kam mir die Menschenmasse in Kopa unglaublich drückend vor. So hatte ich mir die Freiheit nach siebzehn Jahren als Sklavin nicht vorgestellt. Ich empfand keine überschwängliche Freude, nicht mal ein laues Glücksgefühl. Da war einzig die Angst, den morgigen Tag nicht zu erleben.

Und all das nur, weil mir ein dummer Tandos die Tasche gestohlen hatte. Ein Tandos, ein elender Schuft! Kalte Wut braute sich in meinem Magen zusammen, aber davon wurde ich auch nicht satt. Es war Zeit für einen Plan!

Zielsicher wanderte ich über den Marktplatz. Gaukler versuchten die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich zu ziehen, doch mich konnte ihre Unterhaltung nicht weiter beeindrucken. In der Mitte, zwischen zahlreichen Ständen und mit Wagen herumziehenden Verkäufern, thronte eine Marmorstatue unserer Göttin Godsqua.

Ihr Antlitz funkelte in der Mittagssonne und ich schickte ein stummes Gebet zu ihr.

Ich war verloren – nun konnten mir einzig die Götter beistehen. In Gedanken betete ich zu Schmar, dem Gott des Überflusses, und zu Zetta, der Göttin der Früchte. So würde ich womöglich sogar noch an meine Rorange kommen.

Doch meine Gebete wurden nicht erhört und auf Mitgefühl und Hilfe konnte man in dieser Stadt bis in alle Ewigkeit warten. Am großen Wollmarkt, auf welchem wir im Herbst jedes Jahr in der nächstgelegenen Stadt die kostbare Feuerspinnenwolle verkauft hatten, hatte ich nicht nur einmal einen verhungerten Bettler auf der Straße gesehen. Herr Salamon hatte mich jedes Mal dazu gedrängt, wegzusehen, der Anblick war zu verstörend für ein kleines Kind.

Ich hatte mich gefragt, ob es meinem Vater genauso ergangen war, nachdem er von seinem Herren – ein grauenvoller Mann, der uns an Herrn Salamon verkauft hatte – und uns davongelaufen war. Ohne Zweifel, um ein besseres Leben anzufangen, auch wenn es so etwas für Sklaven wie uns nicht gab. Ich hätte die Chance gehabt. Nichtsdestotrotz waren meine Papiere weg und meine Zukunft gleich mit.

Einer der Gaukler sprang mir in den Weg. Er wedelte mit einer Büchse vor meiner Nase herum, ich hörte die Goldstücke klirren. Ganz offensichtlich wollte er Geld. Da konnte ich mich ihm nur anschließen.

»Ich habe nichts«, fauchte ich ärgerlich und drängte mich unwirsch an ihm vorbei.

Meine harsche Abwehr verstimmte ihn wohl, denn plötzlich wurde er ungemütlich und rief mir etwas auf Kopanisch

hinterher. Die Umstehenden lachten. Schnell tauchte ich in der Menge unter.

In meinem Kopf nahm einfach kein Plan Form an. Verzweifelt hielt ich am Rand des Marktplatzes in den Schatten der Hausmauern inne. Mein Blick schweifte über den Platz, bis er bei einem großen Mann hängen blieb. Sein kurz geschorenes, schwarzes Haar glänzte in der Sonne, Schweiß stand auf seiner Stirn. Er saß an einem Tisch vor einer Schänke und setzte einen Krug an die Lippen. Wer sich hier etwas zu trinken leisten konnte, bekam nur das Beste vom Besten. Vermutlich ein delikater Zwergenwein aus dem Norden.

Das lumpige äußere Erscheinungsbild des Mannes ließ darauf schließen, dass es sich um einen armen Schlucker handelte, der erst kürzlich zu einigen Goldstücken gekommen war und diese nun versoff. Sofort glitt mein Blick zu seinem Handgelenk, an dem lediglich drei Lebensarmreifen baumelten. Immer noch drei mehr als bei Sklaven wie mir, aber damit war er nicht mehr als ein gewöhnlicher Stadtbewohner. Um das alles zu unterstreichen, war sein Benehmen laut und rüpelhaft.

Ich sah der hübschen Bedienung an, dass sie sich unwohl fühlte, als er ihr in den Ausschnitt glotzte. Stutzig machten mich allerdings weder sein ungewöhnlich trainiertes Aussehen noch sein auffallendes Verhalten – sondern vielmehr die graue Tasche, die er lässig über seine Schulter gelegt hatte. Fassungslos starrte ich ihn an, während die unterschiedlichsten Gefühle und Gedanken durch mich hindurchrauschten.

Schlussendlich blieb nur eine Erkenntnis: Er hatte meine Tasche!

Leichtfüßig pirschte ich mich an den Dieb heran. Ich kniff die Augen zusammen, als ich den grauen Stoffbeutel fokussierte. Mein Herr hatte mir dieses teure Stück anvertraut, als er am Sterbebett lag und mir die Freiheit schenkte. Die Verschlüsse bestanden aus Silberknöpfen, die nun in der prallen Mittagssonne wie Sterne funkelten.

Unverkennbar, es war meine Tasche. Würde ich den Mann nun in der Öffentlichkeit als Dieb beschuldigen, hatte ich als augenscheinliche Sklavin keine Chance. Die Bürger würden sich sofort auf seine Seite stellen. Immerhin hatte er das Geld und Geld regierte bekanntlich die Welt. Ahnungslos drehte der Dieb einen Silberdior zwischen seinen dreckverkrusteten Fingern und betrachtete das Geldstück mit einem verschleierten Lächeln. Er war bereits betrunken. Gut so!

Ich verschmolz mit der vorbeiströmenden Menschenmasse und hatte ihn schnell erreicht. Als ich mich an seinem Tisch vorbeidrängte, griff ich ohne zu zögern nach dem Träger der Tasche. Der Dieb hatte gerade den Weinbecher an seine Lippen gesetzt, als er bemerkte, wie ich ihm mein Eigentum entwendete.

»He!«, brüllte er aus vollem Hals und donnerte den Holzbecher mit einer Wucht auf den Tisch, dass der Henkel abbrach und sich die Splitter in seine Hand gruben.

Vor Schmerz und Wut gleichwohl schreiend, stürzte er mir nach. Doch da war ich bereits in der Menschenmasse verschwunden.

»Haltet sie! Haltet die Diebin!«

Unruhe kam auf. Waren Händler, Bettler, Bewohner und Kinder zuvor in ruhigem Gleichklang nebeneinander über den Platz geschwebt, so stockte dieser Fluss nun. Einige blieben stehen und brachten die Folgenden ins Straucheln. Wie aus einer Trance erwacht, sahen sich die Leute plötzlich um und begannen aufgeregter zu reden.

»Haltet sie auf!«, fielen weitere in das Gebrüll mit ein.

Wunderbar. Nun bestrafte mich die Götter dafür, dass ich so impulsiv reagiert hatte, auch wenn ich keine Wahl gehabt hatte. Kalter Angstschweiß trat mir auf die Stirn.

Plötzlich griff jemand nach mir und mich rettete allein die Tatsache, dass der Fremde sich nicht so flink durch das Gestrümmel schlängeln konnte. Meine Beine bewegten sich wie von selbst, bis ich endlich in eine der Gassen abtauchte. Donnernd hallten meine Schritte von den aus Sandstein erbauten Wänden wider.

»Da! Da ist sie«, erklang eine keuchende Stimme hinter mir.

Als ich einen kurzen Blick zurück riskierte, erkannte ich die bronzefarbene Uniform der Stadtwache von Kopa.

»Verdammt«, fluchte ich laut. Ein Viehwagen stand mitten in der Gasse und versperrte mir den Durchgang. Augenblicklich war mir klar, dass die Flucht ausweglos war.

»Haltet sie auf!«, schrie eine der Stadtwachen dem verwirrten Bauern zu, der sich mir sofort in den Weg warf. Aber so schnell würde ich nicht aufgeben. Meine Tasche war zurück

und mit ihr die Möglichkeit, nach Tasmanien zu gelangen. Das würde ich mir nicht kaputt machen lassen.

Während des Laufens zog ich mir den Träger der Tasche über den Kopf, sodass ich die Hände frei hatte. Dann machte ich eine abrupte Wendung und sprang auf ein am Gassenrand stehendes Fass. Unter meinem Gewicht begann es zu schwanken, doch bevor es umkippte, griff ich nach dem darüber liegenden Fenstersims und zog mich hoch. Das Fass flog polternd um und rollte den zwei Soldaten entgegen.

»Ihr nach«, schrie der Größere der zwei.

Sie waren mir dicht auf den Fersen, aber mit ihrer metallenen Rüstung waren sie deutlich ungelinker und konnten mir unmöglich über die Außenfassade des alten Hauses folgen. Stattdessen traten sie die Holztür des Hauses rücksichtslos auf und stürmten ins Innere. Die Bewohner schrien vor Schreck und ich bekam es ebenfalls mit der Angst zu tun. Meine Arme zitterten, als ich über die Mauervorsprünge die Fassade hinaufkletterte und mich auf das Dach vorkämpfte. Meinen halben Oberkörper hatte ich bereits hochgestemmt, da erklang der triumphierende Schrei eines Soldaten.

»Ich hab sie!«, hörte ich ihn rufen, da spürte ich auch schon, wie jemand meinen Knöchel packte.

Schreiend trat ich wild um mich und verlor beinahe den Halt. Ich rutschte gefährlich weit das Ziegeldach hinunter, als der Soldat immer kräftiger zog. Fluchend biss ich die Zähne zusammen. Die raue Oberfläche schrammte schmerzhaft über meine Unterarme. Verzweifelt krallte ich mich fest, schlug ein weiteres Mal mit dem Fuß aus, dann traf ich seinen Kopf und

schüttelte ihn endlich ab. Während er aufschrie, hievte ich mich keuchend das letzte Stück hoch und rappelte mich auf. Im Westen waren die Dächer flacher gebaut und so lief ich geduckt über die leichte Schräge.

Erst als ich das Öffnen einer Dachluke vernahm, packte mich erneut ein Adrenalinschub und ich beschleunigte meine Schritte. Die Tasche fest an mich gepresst, schlitterte ich über die Dächer davon. Drei Häuser weiter wandte ich mich um und sah, dass die zwei Soldaten mir mit Mühe, aber auch verbissener Beharrlichkeit folgten. In ihren schweren Schuhen rutschten sie auf den glatten Ziegeln umher und konnten sich kaum halten. Mir entschlüpfte ein erleichterter Seufzer.

»Hat mich gefreut, euch kennenzulernen!«, schrie ich ihnen zu, dann hob ich lächelnd zum Abschied die Hand und sprang.



Tristan

Auch Stunden nach der Öffnung der leeren Truhe war das gesamte Schloss noch in Aufruhr. Tristan verstand die Welt nicht mehr. Es war absolut unmöglich, dass das Drachenei gestohlen worden war.

Er hatte es bis heute Morgen gehütet wie seinen Augapfel! Nun war er wie betäubt.

Für den tasmanischen König musste es wirken, als würde König Scår ihn mit diesem Fauxpas verhöhnen, und auch die

Sprachbarriere tat nicht gerade zur Versöhnung bei. Nur dem Geschick der Diplomaten war es zu verdanken, dass die Königsfamilie noch nicht abgereist war.

Prinzessin Izabel hingegen war erstaunlich gefasst. Die missglückte Begrüßung und die damit einhergehende Beleidigung schienen ihr nicht so wichtig. Das faszinierte Tristan. Bisher hatte er wenig gute Erfahrungen mit dem Temperament der dehnarischen Königsfamilie gemacht und hätte instinktiv erwartet, jede Monarchenfamilie würde sich in ihrer überlegenen gesellschaftlichen Stellung so verhalten. Er war erstaunt, wie sanft die Prinzessin aus dem Norden war.

Ihre Eltern wirkten allerdings misstrauisch. Dass die Rebellen im Süden König Sça einige Probleme bereiteten, war allgemein bekannt und nun kam auch noch das Fiasko mit dem verschwundenen Verlobungsgeschenk hinzu. Tristan hatte manche Tasmanen flüstern hören, Sça sei nicht mehr fähig, sein Land zu regieren. Die Berichte über die Geschehnisse der letzten Monate waren durch das Gerede der Leute selbst bis nach Tasmanien vorgedrungen und es war kein Geheimnis, dass die Lage im dehnarischen Königreich momentan sehr instabil war.

Inzwischen machte man im Schloss eben jene Rebellen aus dem Süden Dehnariens für den Diebstahl verantwortlich. Für Tristan klang das nach ausgemachtem Unsinn.

Der Hass zwischen den drei Großmächten Dehnarien, Tasmanien und Kopanien bestand seit Jahrhunderten und niemand erwartete, die Hochzeit – so unheilvoll sie auch schon startete – könnte vom einen auf den anderen Tag etwas

an der tiefen Feindschaft ändern. Doch die zwei Königreiche brauchten ein starkes Bündnis. Sowohl Dehnarien als auch Tasmanien hatte nicht nur gegen äußere Bedrohungen, sondern genauso gegen Feinde im eigenen Land zu kämpfen.

Waren in Dehnarien die Rebellen aus dem Süden ein Problem, so versetzte der selbsternannte Schattenkönig aus dem Norden die tasmanische Bevölkerung in Angst und Schrecken. Tristan faszinierte schon das Können einfacher Elementbändiger, aber wie jemand Schatten manipulieren und manifestieren sollte, war für ihn unbegreiflich.

In Zeiten wie diesen mussten die Völker über ihre Differenzen, ausgelöst durch Neid und Habgier, hinwegsehen. Niemand profitierte davon, für ein wertvolles Diamantengebiet zu kämpfen, wenn das eigene Land nicht versorgt werden konnte. Jedes Königreich hatte besondere Ressourcen oder Rohstoffe zu bieten, doch keines konnte alles haben, und so würde es für immer ein aussichtsloser Kampf bleiben.

Das tasmanische Königspaar hatte sich in seinem Stolz gekränkt zurückgezogen, während König Sçaꝛ voller Wut eine Truppe an Soldaten einberufen hatte. Es herrschte Chaos im Schloss und Tristan wusste nicht viel mit sich anzufangen. Obwohl ihm alles daran lag, das Drachenei zu finden, hatte er keine Anhaltspunkte und so wartete er gespannt, bis ihn einer der Offiziere informieren würde. Irgendwann konnte er nicht länger stillsitzen und streifte ziellos durch den Palast. Er verharnte erst, als er einen Blick in den Innenhof warf.

Plötzlich waren seine rasenden Gedanken wie weggeweht und Ruhe hüllte ihn ein. Prinzessin Izabel saß im Garten des

Innenhofes und hielt mit einem Lächeln ihr Gesicht der Sonne entgegen. Im Gegensatz zu ihren vier Hofdamen versteckte sie sich nicht unter dem Baldachin, sondern saß etwas abseits auf einer Bank zwischen zwei Rosenbüschen. So war sie dem glühenden Sonnenball, der alle Aufmerksamkeit auf sie zog, vollkommen ausgeliefert.

Ihre blasse Haut strahlte alabasterweiß und ihr blondes Haar fiel wie ein goldener Vorhang in sanften Wellen über ihre Schultern. Sie war wahrlich eine faszinierende Frau und Tristan war nicht der Einzige, dem sie es angetan hatte. Ihr eilte der Ruf der Prinzessin der Herzen voraus. Selbst in Dehnarien, wo die tasmanische Königsfamilie verhasst war, verfielen die Menschen scharenweise ihrer Schönheit und Anmut.

Tristan dachte im Stillen, dass sie vermutlich als Einzige die Differenzen zwischen den Königreichen wenigstens in den Augen der Öffentlichkeit überbrücken konnte. Für ihn war aber nicht ihre Schönheit das Ausschlaggebende, sondern ihre Ruhe. Die eiserne Gelassenheit, welche sie selbst nach dieser grauvollen Eskapade zur Schau stellte, als würde die Unruhe einfach von ihr abprallen. Unweigerlich fragte er sich, ob sie tatsächlich so ruhig oder lediglich eine gute Schauspielerin war, die ihre wahren Gefühle zu verstecken wusste. Diese offenen Fragen machten die Prinzessin in Tristans Augen nur noch interessanter.

»Pass auf, dass du nicht zu sabbern beginnst«, ertönte eine vertraute Stimme hinter Tristan.

Wie von einem Fomori gebissen, schreckte er auf.

»Moné. Was tust du hier?«, rief er überrascht aus und sah seinem hübschen Gegenüber mit wild klopfendem Herz entgegen. Er fühlte sich ertappt.

»Ich habe von dem Diebstahl gehört und wollte sicherstellen, dass es dir gut geht«, antwortete die junge Frau und beäugte ihn aus dunklen Augen.

Sie war eine wahre Schönheit, beinahe so außergewöhnlich wie die Prinzessin, und doch unterschieden sie sich wie Sonne und Mond. Anstatt der blonden Haarpracht hatte Moné rabenschwarzes, glänzendes Haar, welches ihr bis zur Hüfte reichte, und die olivfarbene Haut verstärkte den Kontrast zu ihrer weißen Tunika, die ihre weiblichen Kurven betonte. Die sinnlichen Lippen waren meist zu einem Schmollmund verzogen. Tristan wollte nicht bestreiten, dass sie zum Küssen einluden, dennoch versuchte er stets, sich ihrem Bann zu widersetzen. Warum, konnte er nicht sagen.

»Danke, das ist sehr zuvorkommend.« Selbst in seinen Ohren klangen die Worte gestelzt, also atmete er tief durch. »Aber bei mir ist alles in Ordnung, du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

Tristan zwang sich zu einem warmen Lächeln, obwohl er innerlich vor Sorge aus allen Nähten platzte. Das Drachenei war weg. Natürlich ging es ihm nicht gut, so sehr er sich auch abzulenken versuchte.

Normalerweise hätte Moné nun bei seinem Lächeln dahinschmelzen müssen. Ihm war bewusst, welche Wirkung er auf die Damenwelt hatte, doch Moné war anders. Sie durchschaute ihn.

»Du trägst keine Schuld«, sagte sie ruhig.

Obwohl Tristan wusste, dass sie recht hatte, veränderte sich nichts an seiner gedrückten Stimmung. Das Drachenei war monatelang in seiner Obhut gewesen und er fühlte sich noch immer verantwortlich.

»Vater glaubt, die Rebellen aus dem Süden haben das Ei gestohlen«, sprach sie weiter, als er nicht antwortete.

»Tatsächlich?«, fragte er nachdenklich, obwohl er schon davon gehört hatte.

Moné war die uneheliche Tochter des Königs, somit stellte er ihre Aussage nicht in Frage ... und er konnte auch nachvollziehen, warum die Rebellen verdächtigt wurden. Sie waren dehnarische Landsleute wie er selbst. Für sie wäre es leichter, sich in den Hof einzuschleichen, als es beispielsweise für einen Kopanen gewesen wäre. Gerade, da in den letzten Tagen besonders viele Fremde aufgrund der Feierlichkeiten angetrieben waren.

Außerdem hatten die Rebellen nach den Ausschreitungen im Süden definitiv ein Motiv. Sie wollten König Sçaşs Machtposition schaden, um die Königsfamilie endgültig zu stürzen und die Sklaverei in Dehnarien abzuschaffen. Die Rebellen aus dem Süden bereiteten schon seit Monaten Probleme.

Tristan verstand ihre Beweggründe und auch ihre Wut darüber, dass König Sçaş die Aufstände niederschlagen ließ. Dennoch hielt er eine Rebellion für falsch. Trotz ihrer Motive bezweifelste Tristan, dass jemand aus den eigenen Reihen das Friedensbündnis mutwillig zerstören würde.

»Ja, aber das sollte nicht deine Sorge sein. Der General kümmert sich darum und das Drachenei wird bestimmt bald gefunden«, antwortete Moné.

Tristan sah ihr an, wie ungern sie über solche vertraulichen Informationen sprach. Sie wusste nicht, dass Tristan bereits mit General Loyd gesprochen hatte. Aus einem Impuls heraus hatte er sich freiwillig für den Suchtrupp gemeldet. Obwohl er als Pfleger magischer Wesen selten mit dem Militär zu tun gehabt hatte, hatte er das Bedürfnis, nicht nur abzuwarten, sondern selbst zu handeln. Schlussendlich musste sich jemand um das Ei kümmern, sobald es gefunden wurde.

»Ich habe dich die letzten Wochen kaum gesehen«, wechselte Moné das Thema. »Jetzt, da deine Ausbildung zu Ende ist, hatte ich gehofft, du würdest wieder mehr Zeit mit mir verbringen.«

Wachsam musterte sie seine Reaktion. Misstrauen und Skepsis sprachen aus ihren Augen. Als Tristan nicht antwortete und sein Blick nachdenklich wurde, seufzte sie.

»Ich vermisse dich«, sagte sie mit leiser Stimme und näherte sich ihm einen Schritt.

Tristan wusste, dass es sie viel Überwindung kostete, sich ihm gegenüber so verletzlich zu zeigen. Seit klar war, dass ihre Familien eine Verbindung zwischen ihnen beiden wünschten, hatte sie immer wieder mit Eifersucht zu kämpfen. Sie waren noch nicht einmal verheiratet, und Moné – und der ganze Hof – wusste, dass Tristan ihr nicht treu war. Es war nicht fair, aber während seiner Zeit außerhalb des Schlosses hatte er

versucht, zu verdrängen, welche Pflichten ihn zu Hause erwarteten.

Es ärgerte ihn, sein ganzes Leben schon von anderen durchgeplant zu wissen. Seine Familie bestimmte über seine Zukunft und Moné erinnerte ihn mit jedem Wort daran. Daher vergnügte er sich gerne mit anderen Frauen, flirtete und lebte sein Junggesellenleben – solange er noch konnte. Sein Freiheitsdrang war einfach größer als das schlechte Gewissen.

Hätte Moné sich ebenso verhalten, wäre ihr Ruf unweigerlich dahin gewesen. Aber das Schlimmste war, dass sie es gar nicht gewollt hätte. Tristan wusste wie der ganze Hofstaat, dass sie in ihn verliebt war und alles dafür geben würde, dass er ihre Gefühle endlich erwiderte.

Er wusste, dass er sie verletzte. Tag für Tag.

Die Hochzeit würde geschehen, egal wie er dazu stand. Das war ihm durchaus bewusst. König Scår wollte die Verbindung zwischen den zwei Familien, denn er liebte seine Mätresse mehr als seine Frau und wollte sein Goldstück Moné in einer hochangesehenen Bändiger-Familie wissen. Zwar war Tristan selbst kein Bändiger, aber seine Mutter und die kleinen Schwestern, weshalb die Familie als Feuerbändiger am Hof einen hohen Status innehatte. Und einem König verwehrte man solch einen Wunsch bekanntlich nicht.

»Lass uns heute ausgehen«, schlug Tristan halbherzig vor.
»Oder ein Essen mit den Familien, ganz wie du möchtest.«

Ein Lächeln erschien auf ihrem schönen Gesicht. Kokett strich sie sich eine lange, schwarze Haarsträhne hinters Ohr.

»Ich hätte da schon eine Idee, wie wir die Nacht verbringen könnten«, flüsterte sie ihm mit einem verführerischen Augenaufschlag zu und schmiegte sich an ihn.

Ihr Atem kitzelte seine Wange. Beinahe wäre er der Versuchung und der Verlockung in ihrer Stimme erlegen, doch dann schüttelte er den Kopf.

»Du weißt, dass das keine gute Idee ist.«

Sein Blick schweifte zu Prinzessin Izabel, welche noch immer in der Sonne saß. Für einen Moment dachte er, sie hätte ihn beobachtet, aber da hatte sie schon wieder den Kopf abgewandt und Tristan drehte sich seufzend Moné zu.

»Warum nicht?« Ihre Augen funkelten verärgert. »Wir sind einander versprochen. Wir ...«

»Tristan! Da bist du ja endlich. Ich habe dich überall gesucht«, unterbrach sie eine Stimme.

Schwer atmend kam General Loyd auf die zwei zugeeilt. Tränen glitzerten in Monés dunklen Augen, doch schnell verbarg sie ihre Enttäuschung hinter einer wohlgeübten Maske.

»Da bin ich«, antwortete ihm Tristan, wobei er seinen Unwillen nicht ganz verbergen konnte.

Eigentlich sehnte er sich nach Ruhe, aber Loyd gab ihm immerhin die Möglichkeit, Moné zu entgehen. Außerdem hatte er nur auf Nachrichten des Generals gewartet.

»Was gibt es?«, fragte er, während Moné betrübt die Arme vor der Brust verschränkte.

»Es geht um das Drachenei. Kann ich dich kurz unter vier Augen sprechen? Es ist wichtig.«